

407

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Herr Kasimir stand noch lange hinter dem Ladentisch, von gerechtem Zorn durchbebt. Wegen dieses dummen ländlichen Unterbureaus hatte der Laden drei und die Wohnung vier Revisionen überstehen müssen. Zweimal hatte man ihn aufs Rathaus gebracht, und jedesmal kostete ihn die Befreiung fünfzig Rubel in bar und ebensoviel in Waren.

Noch lange nach der Krisis, nach dem Auseinanderbruch der Partei, wurde er nach beiden Seiten gezerrt, daß ihm der Kopf platzte. Seit einem halben Jahr waren fast alle Parteifunden wie die Schatten in alle Winde zerstoßen, ohne die Schulden in seinem Laden zu bezahlen. Immer öfter und frecher meldeten sich die Spizel, — und jetzt erscheint diese ehrliche Haut aus der Provinz und weiß nicht einmal, daß der „Ausstoß“ noch im Januar verhaftet worden ist, und daß durch die Krisis in der Partei und durch die Degimierung alles kopfheister gegangen ist! — Seitdem waren drei neue „Unterbureaus“ ausgehoben, und der kommt nun daher mit seiner Frau Wojdalinska, als hätte sich nichts verändert! Angenehmer Mitbürger! Etwas verspätet mit seinem wichtigen Geschäft! Was konnte es denn jetzt noch für wichtige Angelegenheiten geben? — Mißgeschick! Unglück! Schluß! — Könnte man nur rasch vergessen, daß etwas war!

Herr Kasimir vertiefte sich in die Erwägung, ob dieser verspätete Genosse am Ende nicht etwa gar ein Spizel war. Er sah zwar anständig aus, aber auch die Spione sahen anständig aus.

„Fräulein Sophie,“ rief er seiner Gehilfin zu, die sich im Hinterzimmer befand, „was denken Sie über den Mann, der eben hier war?“

„Das war sicher einer der Unserigen . . . Man hätte ihm beistehen müssen.“

„Was kann ich ihm helfen? Seit sechs Wochen war kein Mensch mehr bei uns. Ich weiß nichts und will von nichts wissen.“

„Man hätte ihn vielleicht zu Stepkowskij schicken sollen!“

„Ja, weiß ich denn, wohin er gehört? Weiß ich, ob Stepkowskij nicht schon verhaftet sind? Entweder sie werfen ihn zur Türe hinaus, wenn er nicht zu ihnen gehört, oder ich reite sie hinein, wenn es ein Spizel ist, oder endlich, ich verborde ihn selbst, wenn jene verhaftet sind und in der Wohnung eine Falle ist. — Der Teufel soll's holen! Was kann ich dafür, daß er sich verspätet hat?“

„Wenn er klug ist, wird er sich selber helfen!“

„Er sagt, er kennt niemand. Es tut mir ja leid, aber ich habe meine Pflicht getan. Wenn jeder so vorsichtig wäre wie ich, würden nicht so viele hereinfallen . . .“

Der Eintritt eines Herrn mit einem kleinen Mädchen unterbrach das Gespräch. Herr Kasimir legte ihm Waren vor, redete ihm zu und unterhielt ihn. Nach einer Weile trat wieder ein Mann ein und wurde von Fräulein Sophie bedient. Nach kurzer Zeit bezahlten die Kunden und gingen.

„Nun, was sagen Sie? Schöne Zeiten, was? Es scheint, daß man mich bald wieder einstecken wird. Haben Sie sich die beiden genau angesehen?“

„Ganz gewöhnliche Leute.“

„Spizel, der eine und der andere!“

„Was fällt Ihnen ein?“

„Der bei mir gab vor, kaufen zu wollen, während das Lächelchen immerzu in das Zimmer hineinsah. Sie ging sogar hinter den Ladentisch, um bequemer hineinzubliden.“

„Das ist doch nicht auffallend. Wie eben ein Kind im Geschäft!“

„Ja, wie das Kind eines Spizels! Jetzt fangen sie gar an, die Kinder mitzubringen, um noch unbefangener und bequemer spionieren zu können. Das erregt ja gar keinen Verdacht. Sie selbst lachen und sagen: ein Spizel mit einem Kind! — Und dahinter steckt eine verfluchte List!“

Fräulein Sophie lachte.

„Den, den Sie bedient haben,“ fuhr er fort, „kenne ich bestimmt. Er war schon einmal hier und fragte nach dem

Bureau — ich erinnere mich genau, es war im November . . . Es war ein Provokateur, der nur zum Schein gekauft hat. Er wußte selbst nicht, was er wollte, hat sich immerzu umgesehen. Erst sollten es Knöpfe sein, und dann kaufte er eine Krawatte. Die Kerle hat mir jetzt dieser „Bruder aus der Provinz“ auf den Hals gehetzt. Ein angenehmer Mitbürger!“

Fräulein Sophie zuckte die Achseln und besaßte sich schweigend mit ihrer Arbeit. Sie überlegte, wo sie eine Stellung suchen sollte, wenn der Chef völlig verrückt wird. Nach einer Weile trat Herr Kasimir zu ihr und sprach flüsternd:

„Sehen Sie den, der wie ein Bote aussieht? Er steht schon wieder drüben auf der Straße. Ich habe ihn gleich erkannt! — Geben Sie acht, Fräulein Sophie, heute holen Sie mich wieder! Gerade vor Ostern — es ist mein Ruin! Aus ist's, fertig! Jetzt kaufe ich mich nimmer los! Sie stecken mich in die Festung, und dort werde ich sterben! Heute nacht werden sie kommen! . . .“

„Gehen Sie lieber etwas spazieren, erholen Sie sich . . .“

„Spazioren? — Wenn mich alle Spizel kennen? — Wenn mich alle Provokateure kennen? Nein, besser ich lasse mich hier verhaften. Wenn sie einen von der Straße nehmen, jetzt es auch noch Prügel.“

„Vielleicht gehen Sie zur Ochrana und sprechen mit den Leuten! Geben Sie ihnen fünfzig Rubel, und Sie haben eine Zeitlang Ruhe. — Mag der Schuft kommen und sich Waren dafür aussuchen. Dabei verdienen Sie immer noch vierzig vom Hundert.“

„So? Damit ich für einen Spizel gehalten werde? — Damit mir einer von den Kampfgenossen, die jetzt losgekoppelt in den Straßen herumlaufen, eine Kugel in den Kopf jagt! Was ist denn jetzt noch sicher auf dieser Welt? Entsetzlich! . . . Ach, was für Zeiten, was für Zeiten! Ich werde noch ganz verrückt, Fräulein Sophie!“

Fräulein Sophie gab ihm betrübt im stillen recht.

Indessen ging Wesszki durch die Stadt auf der Suche nach seiner Partei. Er rechnete mit dem Zufall, daß er vielleicht einen von den wenigen Bekannten, die er hatte, auf der Straße treffen würde. Doch er traf nur an verschiedenen Stellen der Stadt kleine Haufen von Menschen, die unter Bedeckung nach dem Rathaus gebracht wurden. Sah zu, wie die Leute auf der Straße revidiert wurden. Einmal sah er, wie zwei anständig gekleidete Herren einen dritten ebenso anständig gekleideten plötzlich und ohne jeden Anlaß unter die Arme nahmen und in eine Droschke schlepten. Zweimal stellte ihn eine Polizeipatrouille und prüfte seinen Paß. Endlich begab er sich ans Ende der Stadt in eine Fabrik, wo er früher während der „Freiheitstage“ eine Versammlung besucht hatte. — Vielleicht erkennt mich dort jemand, dachte er.

Doch der Portier ließ ihn nicht ein. Wesszki erinnerte sich seiner von jener Versammlung noch ganz genau. Damals hatte er jeden, der wollte, eingelassen und gleichsam die Honneurs des Hauses gemacht.

„Ich habe ein sehr wichtiges Geschäft! Ich komme von weiter gefahren . . . Ich kenne Sie genau, Genosse, erinnern Sie sich an die Versammlung, die hier war! Ich selbst habe damals gesprochen. Es waren auch mit uns die Genossen Sokol, Michal, Wojciech, die Genossin Lucia, Lucyna . . .“

„Ich bin weder Ihr Genosse, noch kenne ich überhaupt jemand von der Partei. Ja, hier waren viele Versammlungen, aber das hat nun längst ein Ende. Gott sei Dank! Hier in der Fabrik werden Sie niemand finden! — Hier wird gearbeitet, hier gibt es niemand von der Partei!“

„Wie denn? Die ganze Fabrik war damals doch unser!“

„War, war! Was war damals nicht alles! . . . Es kommandierte, wer gerade wollte. Aber jetzt ist wieder Ordnung. Ich kann Ihnen nicht helfen . . .“

„So zeigen Sie mir doch wenigstens jemand vom Fabrikkomitee. Mehr will ich ja gar nicht. Ich lasse Ihnen hier hundert Rubel als Pfand, — zum Beweis, daß ich kein Spizel bin. So helfen Sie mir doch, Mensch!“

„Strecken Sie Ihr Geld ein! — Wie sagten Sie, — Fabrikkomitee?“

„Ja, das die Fabrik leitet!“

„Gehen Sie durch den Hof, gleich hinterm Kesselhaus

finden Sie die Aufschrift „Kontor“. Dort ist der Direktor und die Beamten. Dort ist die Leitung.“

Weszycki ging bis zum Mittag vor der Fabrik herum. Als die Sirene ertönte, und die Arbeiter durch das Tor hinauszufließen begannen, mischte er sich unter sie, sah sich um und horchte. Doch die Arbeiter beeilten sich, und er erhaschte kein Wort, das darauf hätte schließen lassen, daß sie zur Partei gehörten. Er machte sich endlich aus Geratewohl an einen heran, erzählte ihm, was ihn bekümmerte, und sprach offen, damit der andere gleich sehe, daß er ein Zugehöriger und Anständiger war.

„Ja, sehen Sie,“ meinte der Arbeiter, „ich habe nie einer Partei angehört, aber ich kann wohl sagen, ich kenne verschiedene. Und Sie, was sind Sie?“

„PPS.“

„Wie das?“

„Nun, einfach.“

„Ja, aber von welcher PPS?“

„Von der bekannten. Von der polnischen Partei!“

„Schon gut. Doch es gibt eine linke und eine rechte. Wieso wissen Sie das nicht?“

Weszycki verstand nicht.

„Was sind Sie für ein Parteimitglied, wenn Sie das nicht wissen.“

„Ich verstehe kein Wort.“

„Nun, so geben Sie acht. Es gab eine Krisis, das heißt, es sind jetzt zwei Parteien entstanden, die einander noch schlimmer bekämpfen, als früher die PPS, die SDK. . . Die alte Partei aber existiert nicht mehr.“

„Existiert nicht mehr?“

„Schon länger als vier Monate. Ich will Sie nicht verlegen, aber das sieht ja aus, als wären Sie nie bei einer Partei gewesen, wenn Sie das nicht wissen!“

(Fortsetzung folgt.)

Begräbnisse.

Von Alfons Behold.

I.

Eine schwere, riesige Trauerfahne schlägt in tragem Gewinzel gegen Fenster und gelbgraubrüchiges Mauerwerk des großen Hinshauses.

Auf der Straße drängt sich eine schwarzgekleidete, trauerumflossene Menschenmenge um das mit nachtdunklem Tuch drapierte Haus.

In der hohen Wölbung der Toreinfahrt, darin sonst Kinder mit den fröhlich klappernden Murmeln spielen, schwimmt in einer Atmosphäre von Weihrauch, Kerzendunst und Treibhausblumenschwüle wie ein silbernes Schiff mit dem ebensolonen Krugstift als Mastbaum und den seidnen Kranzschleifen als Segel ein mächtiger Sarg.

Ein Gewoge von Blumenkränzen umgibt mit seiner wachsgleichen Winterpracht sein Fußende.

Sechzehn feierlich-düster brennende Windlichter umsäumen ihn. Brausende Glodentöne dringen durch jedes Wandgefüge und Dachgeramme, kündend dem versticktesten Gelatz:

„Ein reicher Mann des Bezirks wird begraben!“

Und die klatschmäulige Neugier stürzt aus den Häusern und pflanzt sich entlang der Straße auf.

Und Haß, Neid, üble Nachrede kriechen gleich ekten Schlangen dem Leichenzug voraus.

Grell und mißtönend fliegen die Worte des Vorbeters in die Geräusche des Wehklagens, die ihnen wie ein höhnisches Echo nachhallen.

Die drei Priester an der Tete des Zuges, in ihre schweren goldbrokatenen Festkleider gehüllt, schleichen unter dem starken Strahle der Nachmittagssonne gelangweilt und voll übler Laune dahin.

In keinem Auge der vielen Leidtragenden, die dem Sarge folgen, brennt eine Träne.

Die Frauen strecken die Hälse nach ihren Spiegelbildern in den Auslagescheiben, an denen sie im Schreiten vorbeikommen, aus und mustern sich gegenseitig mit schiefen Blicken.

In den Reihen der Männer höhnt einer unter der Last seines Fettes auf: „Herrgott, hab ich einen Durst!“

Mandy zustimmender Blick trifft den Diden.

Durch das Tor des Friedhofes zwingt sich der lange Zug, wie eine träge, vollgefressene Riesenschlange.

Die Sargwinder Inarren — irgendwer hält eine Leichenrede — die drei Priester sprechen hastig ihr „Requiescat in pace“ auf den grustwärts schaukelnden Sarg hinab.

Kaum, daß die erste Schaukel Erde in das Grustdunkel hinabrieselt, drängt sich schon alles zum Friedhof hinaus, über die

Straße in das Restaurant und läßt dort wenige Minuten später bei Bier und Wein den reichen Toten leben.

II.

Ist auch einer gestorben. dreißig Schwerkranken.

Die Totenkammer, in der sein Leichnam aufgebahrt liegt, ist so licht und luftarm wie die Werkstatt, in der er sich den Stein zu seiner Todeskrankheit geholt. Eine blaßende Stearinleuchte blinzelt schon über das schmutzige, geflickte Bahrtuch hin, das den rissigen, braungefärbten, weichholzernen Armenjarg bedeckt.

Die dünnstimmige Armeeseelenglocke zeigt verdrossen die Stunde der Beerdigung an. Der schnell herbeigeeilte Anstaltsgeistliche macht ein lässiges Kreuzzeichen über den Sarg, murmelt einige unverständliche Worte und trabt schleunig in seine Bekleidung, zu seinem Hausentasseo zurück.

Zwei Männer schieben den Sarg in den schwarzen Kastenwagen; der Kutcher schnalzt und hü-hot, fort gehts zum Friedhof hinaus. Dort wartet schon ein enges Plätzchen in einem Schachtgrab auf die „Armenleiche“, die tragen zwei Friedhofsarbeiter mit aufgestreckten Hemdsärmeln und die Pfeifen zwischen den Rippen durch das Grün der Gräber.

Zwei Freunde des Toten und ein Mädel, das bitterlich in seine Sonntagsschürze weint, folgen dem Sarg. Einer der Arbeiter steigt in den schon mit einigen Särgen angefüllten Schacht — „So rud“, der neuangekommene hat seine Ruhestatt gefunden.

Keine Gebete, die laut und aufdringlich in das blühende Fliebergbüsch fallen, keine Reden —

Nur leise, jaggast weint es wie die Stimme eines armen Kindes, hinter der schwarzklothenen Schürze hervor: „Pfüat di Gott, pfüat di Gott!“

Als die drei Leidtragenden, jeder nach seiner Weise, Abschied genommen haben von dem Freunde, Kameraden und Lebensgenossen, gehen sie still nach Hause.

Nach Hause in die kleine Kammer, die der Tote mit seinem Mädel bewohnte. Der Stube einziges Fenster blickt über Felder und Gärten in der Richtung zum Friedhof hinüber. Allmählich verbämmert der sonnige Tag. Die drei sitzen am Fenster und schauen in den kommenden Abend. Lange schauen sie. . .

Da sagte der eine der Freunde:

„Der arme, arme Teufel!“

Nach einer Weile der andere:

„Na, er hats überstandn, auf uns warts no!“

Und wieder nach einer Pause, ganz, ganz leise das Mädel: „Und so viel Lieb hat er mich ghabt. Pfüat di Gott, Toni, Pfüat — di — Gott!“

Zur Osterfrage.

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Die mit der übergroßen Veränderlichkeit des Ojterdatums verbundenen Uebelstände werden bei dem diesjährigen Osterfest wieder einmal besonders brüdernd empfunden.

Die etwas mehr als einen ganzen Monat erreichenden Schwankungen dieses Datums im Sonnenjahr könnten so einfach auf etwas weniger als eine Woche eingeschränkt werden, wenn man es endlich aufgibt, den Anschluß der Festzeiten an das Sonnenjahr mit dem Anschluß an die Wiederkehr von Vollmondnächten zu verbinden, welche letzteren von den ältesten Zeiten her und in den heißen Ländern als besonders günstig erachtet wurden für Wanderungen, insbesondere für die Wanderungen zu gemeinsamen Festen und Heiligturnern. Einen tieferen Sinn kann aber die an sich stets ernst zu nehmende Tradition auf diesem Gebiet des Gemeinschaftslebens nicht beanspruchen, und es scheint daher auch den kirchlichen Mächten unbedenklich, jene uralte, aber jetzt bedeutungslos gewordene Festregel durch eine lediglich dem Sonnenjahr anzupassende zu ersetzen.

Man hatte demnach begonnen, sich in den weitesten Kreisen der nach dem Gregorianischen Kalender rechnenden Kulturländer, mit vorläufiger Zustimmung der kirchlichen Autoritäten, dahin zu einigen, daß von einem bestimmten Jahre ab der erste Sonntag nach dem 4. April als der Ojtersonntag gelten solle. Dies würde beispielsweise in den nächsten fünfzehn Jahren von 1915 ab für das Datum des Ojtersonntages folgende Reihen ergeben:

1915 April 11.	1920 April 11.	1925 April 5.
1916 April 9.	1921 April 10.	1826 April 11.
1917 April 8.	1922 April 9.	1927 April 10.
1918 April 7.	1923 April 8.	1928 April 8.
1919 April 6.	1924 April 6.	1929 April 7.

Zur Vergleichung möge hier für die fünf Jahre von 1913 bis 1917 die Reihe der Ojtersonntage nach der jetzt geltenden Regel angefügt werden:

1913 März 23.	15 Tage früher als im Vorjahre
1914 April 12.	20 " später " " "
1915 April 4.	8 " früher " " "
1916 April 23.	19 " später " " "
1917 April 8.	15 " früher " " "

In dieser letzteren Reihe kommt schon innerhalb von fünf Jahren ein Datumsunterschied des Osterfestes von 31 Tagen vor, wogegen in der vorhergehenden Reihe nach der neuen Formel die größte Verschiedenheit des Osterdatums nicht mehr als sechs Tage betragen könnte.

Man hat aber sogleich noch mehr erreichen wollen, nämlich ein ganz unveränderliches Datum für das Osterfest ohne Aufhebung der Stellung des Osterfestes in der Folge der Wochentage. Es lag nahe, die hierzu erforderliche Aufhebung der unterbrechungslosen Folge der Wochentage zu verbinden mit einer neuen und gleichmäßigen Verteilung der Tagesanzahl des ganzen Sonnenjahres auf die zwölf Monate.

Das Problem dieser weitergehenden Kalenderreform, dem schon die erste französische Republik durch die Annahme des altägyptischen Sonnenkalenders, mit gänzlicher Unabhängigmachung von der Woche und von dem Monde, eine Lösung zu geben versucht hatte, findet jetzt natürlich viele verschiedene Bearbeitungen.

Bei der Beurteilung der Zweckmäßigkeit solcher mehr oder minder tief in die Lebensgewohnheiten eingreifenden Reformen entsteht nun die überaus schwierige Erwägung, ob die für gewisse bestehende Einrichtungen vorgeschlagenen Verbesserungen in absehbarer Zeit imstande sein werden, die unvermeidlichen Schwierigkeiten und Gegenwirkungen, die das Gewohnte dem Neuen entgegensetzt, erfolgreich zu überwinden.

Für den oben dargelegten einfachen Vorschlag einer sehr erheblichen Verminderung der Veränderlichkeit des Osterdatums darf dies mit voller Zuversicht bejaht werden. Die nach Einführung jener neuen Osterregel noch verbleibenden Schwankungen des Datums der Festzeiten sind eigentlich nur noch sozusagen „Schönheitsfehler“. Anders sieht es aus mit denjenigen weitergehenden Kalenderreformen, die von dem in London abgehaltenen internationalen Kongreß der Handelstage auch empfohlen worden sind. So klug und sinnreich diese Vorschläge, deren nähere Erörterung hier zu weit führen würde, auch bedacht sind, so muß man doch sagen, daß sie dem Wohlstandesleben gegenwärtig noch zu starke Änderungen zumuten, und daß sie andererseits für die künftige, rechnerisch bequemste Gestaltung eines dem ganzen Erdenleben gemeinsamen geschäftlichen Weltkalenders mit gemeinsamen Bezeichnungen usw. auch noch nicht genügend durchdacht sind.

Es erscheint sehr wohl möglich, daß es künftig einen solchen Weltkalender geschäftlicher Art geben wird, neben dem die alten traditionellen Kalender, nur von ihren veralteten Einrichtungen befreit, im intimen Leben der von der Vergangenheit her näher verbundenen Gemeinschaften weiter bestehen könnten, wie es z. B. im Orient die islamitischen Mondkalender neben dem geschäftlichen Sonnenkalender tun.

Wir dürfen jedenfalls hoffen, daß die kirchlichen Institutionen — denn diese sind in der Osterfestfrage die traditionell entscheidenden, und nicht die Regierungen — schon von den nächsten Jahren ab uns durch die Verkündung der obigen vereinfachten Osterformel von den immer erheblicher gewordenen wirtschaftlichen Nebelständen der alten Osterrechnung erlösen werden, und daß dann auch der Osten Europas sich dieser einleuchtend verbesserten Kalendergemeinschaft gern anschließen wird.

Bazillenträger.

Je mehr die öffentliche Gesundheitspflege sich mit der Bekämpfung der Infektionskrankheiten beschäftigt hat, desto häufiger hat sich der einwandfreie Befund ergeben, daß Menschen, die selbst gar keine Symptome der Infektionskrankheit, etwa des Typhus oder der Diphtherie, zeigen, die Krankheitserreger weiter verschleppen. Man bezeichnet sie als Bazillenträger. Sie beherbergen in ihrem Körper, in der Mundhöhle, dem Darm, der Niere, die schädlichen Parasiten, ohne selbst im mindesten einen kranken Eindruck zu machen. Gerade weil sie sich vollkommen gesund fühlen, verschleppen sie die Krankheit viel eher als andere, die einen schwerkranken Eindruck machen und mit allen Vorsichtsmaßregeln der modernen Seuchenbekämpfung vom freien Verkehr zurückgehalten werden.

Erst kürzlich hat die plötzliche Häufung von Typhusfällen in einem Bataillon des Hanauer Eisenbahnregiments die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. In kurzer Zeit sind mehr als 200 Leute desselben Bataillons an Typhus erkrankt, während bei den übrigen Bewohnern von Hanau eine Zunahme der Krankheit nicht festgestellt wurde. Es lag auf der Hand, daß die auf einen so begrenzten Bezirk beschränkte Infektion durch eine ganz besondere Ursache veranlaßt sein mußte. Durch Trinkwasser oder durch Milch konnte die Krankheit nicht verbreitet sein, da in diesem Falle auch andere Menschen aus Hanau an Typhus hätten erkranken müssen. Der Infektionsherd mußte demnach im Innern des Bataillonsbetriebes selbst liegen. Das hat die eingehende bakteriologische Untersuchung denn auch bestätigt. Es stellte sich heraus, daß eine in der Mannschaftsküche beschäftigte Kartoffelschälfrau, die vor zwölf Jahren Typhus überstanden hatte, die Infektionsquelle der ungeheuer um sich greifenden Krankheit lieferte. Die harmlose Frau war die verhängnisvolle Bazillenträgerin, dabei selbst vollkommen gesund. Sie war bei der Zubereitung von Kartoffelsalat tätig gewesen, den die Mannschaften des betreffenden Bataillons genossen hatten. Damit erklärte sich einwandfrei, warum nur diese

Mannschaften, nicht auch andere, die mit ihnen zusammenkamen, von der Epidemie betroffen waren. Durch die Bazillenträgerin waren die Typhuskeime auf die gelochten Kartoffeln beim Schalen übertragen, hatten sich hier, da die Kartoffeln einen ausgezeichneten Nährboden für Typhusbazillen bilden, ungeheuer vermehrt und von da am gleichen Tage den Weg in den Darmkanal der Mannschaften gefunden.

Der Typhus ist hier nicht epidemisch über eine ganze Stadt, über einen ganzen Bezirk verbreitet gewesen, sondern vielmehr auf einen einzigen Herd beschränkt geblieben, auf die Kaserne des Eisenbahn-Regiments. Man spricht in solchen Fällen besser von einer endemischen Verbreitung der Krankheit. Ähnliche Beobachtungen sind in früherer und neuerer Zeit sehr häufig gemacht. Aber erst seitdem man weiß, daß Menschen jahrelang in ihrem Körper Typhusbazillen großzuchteten und auf die eine oder andere Weise auf Gesunde übertragen können, ist das rätselhafte Auftreten dieser endemischen Typhusinfektionen voll geklärt. Auch die Tatsache, daß in bestimmten Wohnstätten, den berühmtesten „Typhushäusern“, immer neue Bewohner an Typhus erkrankten, ist fast immer durch die Ermittlung derartiger Dauerausseider restlos geklärt worden.

Der Hanauer Fall ist ein klassisches Beispiel für die Ursache einer derartigen Typhusepidemie. Wir müssen daraus die erforderlichen Konsequenzen ziehen. Es ist erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit bekannt, daß der Typhus unter Umständen einen so chronischen Charakter zeigen kann. Wir kennen den Typhus alle unter dem Bilde einer mit hohem Fieber verlaufenden, ganz akuten Infektionskrankheit. Daran ändern auch die neuen bakteriologischen Feststellungen nichts. Nach drei, vier oder fünf Wochen ist die akute Krankheit meist von den Schutzvorrichtungen des Körpers überwunden; zuweilen kann sie sich auch etwas länger hinziehen. Jetzt wissen wir aber, daß nicht immer mit dem Verschwinden der subjektiven Krankheits Symptome auch die Erreger der Krankheit, die Typhusbazillen, endgültig beseitigt sind. In der Mehrzahl der Fälle freilich trifft auch das zu, hört die Ausscheidung von Typhuskeimen auf. In einigen aber, nach neueren statistischen Angaben in 5 Fällen von 100 bleibt eine chronische Infektion mit Typhusbazillen bestehen, dauert die Ausscheidung der Keime noch monate- und jahrelang fort.

Diese Dauerausseider oder Bazillenträger bilden eine ständige Gefahr für ihre Umgebung. Da sie sich selbst völlig gesund fühlen, geht es auch nicht an, sie auf Jahre ihrer Freiheit zu berauben, sie in einem Krankenhause oder einer geschlossenen Anstalt unterzubringen. Denn sie sind ja eigentlich selbst nicht mehr krank, sie haben die Infektion glücklich überstanden und verfügen in ihrem Körper über genügende Schutzstoffe zur Unschädlichmachung der pathogenen (Krankheitserregenden) Typhusbazillen, die sie noch beherbergen. Aber andere Menschen, die gegen Typhus nicht geschützt, nicht auf natürliche Weise immunisiert sind, können jederzeit durch die Bazillenträger infiziert werden. Die Keime, die dem Bazillenträger selbst unschädlich sind, werden wieder höchst virulent (giftig), wenn sie auf einen neuen Nährboden, auf einen neuen Wirt übertragen werden. Das kennen wir von zahllosen anderen Bakterien auch. Die Gonokokken, die Erreger des so ungemein verbreiteten Harnröhrentripper, verlieren gleichfalls im Laufe der Zeit ihre Virulenz, ihre Giftigkeit, für den Wirtsorganismus. Kommen sie — und das geschieht sehr häufig — in den Körper eines neuen Menschen, so erlangen sie schon nach wenigen Tagen ihre frühere Virulenz wieder und erzeugen die charakteristischen Symptome der Gonokokkeninfektion.

Eine andere Krankheit, die nicht selten durch Bazillenträger verbreitet wird, ist die Diphtherie. In der Regel verschwinden die Diphtheriebazillen aus dem Munde und Rachen des Erkrankten nach vier bis sechs Wochen, zuweilen schon früher. Da die Keime charakteristische Wuchsformen haben, läßt sich das bakteriologisch mit großer Sicherheit feststellen. In vereinzelten Fällen bleiben die Diphtheriebazillen aber noch monatelang nachweisbar. Der betreffende Mensch fühlt sich dabei völlig gesund, hat kaum noch irgendwelche Beschwerden, da er durch die Schutzvorrichtungen des Körpers immun, unempfindlich gegen das Diphtheriegift geworden ist. Wir brauchen nicht zu betonen, daß auch er eine ständige Gefahr für seine Umgebung bildet, um so mehr als die Diphtherie nicht selten durch Anhaften Gesunder von Kranken bezw. Bazillenträgern übertragen wird. Auf diese Weise haben sich Ärzte häufig bei der Untersuchung Diphtheriekranker infiziert.

Zunehmend liegen die Verhältnisse bei der Diphtherie nicht so verwickelt wie beim Typhus, da die Diphtheriekranken nach dem Stande der heutigen Untersuchungen die Keime nicht so lange mit sich herumverschleppen, wie es nachweislich die Dauerausseider der Typhusbazillen tun können. Nach einigen Monaten sind gewöhnlich die infektionsfähigen Diphtheriebazillen aus der Mundhöhle verschwunden. So lange kann man die Kinder, die ja in der überwiegenden Mehrzahl von der diphtherischen Erkrankung heimgesucht werden, gut von anderen isolieren, entweder im Krankenhause oder in der Wohnung, kann sie vom Schulbesuch fernhalten und ähnliche Schutzvorkehrungen treffen. Das läßt sich aber nicht für die Typhusbazillenträger durchführen. Beispielsweise kann die Frau, die in Hanau die Typhusepidemie oder -endemie verursacht hat auf Grund einer Erkrankung, die sie vor zwölf Jahren überstanden, unmöglich auf Jahre ins Krankenhause gesteckt werden. Das würde ihr und allen Personen, denen es ähnlich ergeht, am

allertwenigsten passen. Da die anderen Menschen aber vor solchen Infektionsquellen geschützt sein wollen, ist es tatsächlich äußerst schwierig, ohne Verletzung der persönlichen Freiheit den richtigen Ausweg zu finden. Zunächst ist es erforderlich, an das soziale Gewissen derartiger Bazillenträger zu appellieren, ihnen bewußt zu machen, daß sie durch leichtsinnigen Umgang unsägliches Leid über andere Menschen bringen können. Tatsächlich sind in Hanau schon eine ganze Reihe von Soldaten der Typhusinfektion erlegen. Außerste Sauberkeit zum mindesten, womöglich ausreichende Desinfektionsmaßnahmen sollten alle Menschen, die als Dauerausseider bekannt sind, unter schuldiger Rücksichtnahme auf ihre Mitmenschen beobachten. Außerdem erfordert es die soziale Hygiene, daß sie zur Herstellung und Zubereitung von Nahrungsmitteln im Gewerbebetriebe und im Hause nicht zugelassen werden. Wenn darunter die Erwerbsfähigkeit der Bazillenträger leidet, so muß ihnen vom Staat im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege eine entsprechende Entschädigung gewährt werden.

Auf welche Weise übertragen die Dauerausseider nun die Keime auf andere Menschen? Diese Frage ist sehr berechtigt, da, wie wir wissen, die Typhusbazillen mit dem Harn und dem Kot nach außen entleert werden, also mit Produkten, die wir im allgemeinen nicht in die Mundhöhle gesunder Mitmenschen zu bringen pflegen. Immerhin bleiben bei der Harn- und Kotentleerung Partikelchen der Abfallprodukte an den Fingern hängen, um so mehr bei Vernachlässigung der notwendigen Sauberkeitsmaßnahmen. Bedenken wir nun, daß in einem Kubikzentimeter (1 cm) Harn 150 Millionen Typhuskeime nachgewiesen wurden, daß der Kot zuweilen eine Keinkultur der schädlichen Parasiten darstellt, so wird es verständlich, daß schon durch ein geringfügiges Partikelchen von Harn oder Kot, das mit den Fingern in ein Nahrungsmittel, in Trinkwasser oder ein anderes Gefäß gelangt, eine ausgedehnte Typhusepidemie hervorgerufen werden kann, zumal die Bazillen sich auch außerhalb des menschlichen Körpers auf geeigneten Nährmaterialien rapide vermehren.

Warum der Typhus in einem Fall schnell ausgeheilt wird, im anderen, wenn auch ohne Beschwerden für den Träger, monate- und jahrelang als chronische Infektion bestehen bleibt, ist nicht leicht zu entscheiden. Die Statistik lehrt, daß Frauen viel öfter als Männer Bazillenträger sind; auf einen männlichen kommen vier weibliche Bazillenträger. Man hat das mit den häufigen Gallensteinleiden der Frauen in Zusammenhang gebracht. Sicher erwiesen ist, daß die chronische Ausscheidung von Typhusbazillen durch den Darm stets auf einer Infektion der Gallenblase und der Gallengänge beruht, die fortgesetzte Ausscheidung mit dem Harn hingegen auf einer Verschleppung der Typhuskeime in das Nierengewebe. Aus diesen Drüsen gelangen die Bazillen immer wieder mit den natürlichen Entleerungen nach außen.

Auf eine besondere Art von Bazillenträgern müssen wir zum Schluß noch hinweisen. Wir haben bisher nur von solchen gesprochen, die früher selbst einmal erkrankt waren und von dieser Infektion her die Keime noch mit sich herumzuschleppen. Nun gibt es nachgewiesenermaßen aber auch Individuen, die pathogene Bakterien beherbergen, ohne selbst dadurch irgendwie beeinträchtigt oder gar heftig erkrankt zu sein. Menschen, die nie sichtbare Zeichen von Typhus gehabt haben, aber doch Bazillen führen, sind selten. Viel häufiger sind schon derartige Vermittler als Diphtherieüberträger. Namentlich Erwachsene, die selbst für Diphtherie wenig empfänglich sind, übertragen die Krankheitserreger, die sie von kranken Kindern mitbringen, auf andere, die noch nicht immun sind. Das gleiche gilt für die epidemische Genickstarre, die auch durch gesund geliebene Lieberträger der schädlichen Bakterien, der Meningokokken, verbreitet wird, wiederum namentlich, aber nicht ausschließlich auf empfängliche Kinder. Etwas Ähnliches gilt schließlich auch für die spinale Kinderlähmung, die zuerst in Schweden epidemisch aufgetreten, heute schon über den ganzen Kontinent verbreitet ist. Auch diese Erkrankung, deren Erreger man noch nicht hat feststellen können, wird oft durch Bazillenträger verschleppt.

G. W.

Kleines feuilleton.

Künstliche Finger und Behen. Die erstaunlichen Erfolge, die in den letzten Jahren mit der Einpflanzung von Geweben zum Ersatz von Körperteilen erzielt worden sind, erwecken die Hoffnung auf neue Triumphe der Chirurgie von unübersehbarer Tragweite. Schon während der letzten Jahre hat man in Deutschland gelungene Versuche unternommen, bei dem Verlust einzelner Fingerglieder eine Einpflanzung der entsprechenden Knochen von den Gelenken auszuführen, da der Finger selbstverständlich als wertvoller Gelenk muß als ein Behe. Außerdem aber wurde auch dieser nicht etwa einfach beseitigt, sondern wiederum durch einen anderen Knochen ersetzt, der aus einem Rippenknorpel genommen worden war. Nachdem bisher nur ein Fall einer derartigen Operation der deutschen Chirurgie bekannt gemacht worden war, berichtet jetzt Dr. Göbel in der Münchener Medizinischen Wochenschrift über einen zweiten ganz ähnlichen Erfolg. Ein erst 16jähriger Arbeiter war an eigenartigen Geschwülsten erkrankt, die das Grund- und Mittelglied eines Fingers der linken Hand angegriffen und bereits die Größe eines Taubeneies erreicht hatten, sodas der Gebrauch der Hand stark behindert war. Namentlich das Grundglied der Finger war so weit zerstört, daß an seiner Erhaltung durch Operation nicht gedacht wer-

den konnte. Der Arzt griff also auch hier zu dem Ausweg, dem Knochen einer Behe des Patienten als Ersatz für den Fingerringknochen zu benutzen und seinerseits durch ein Rippenknorpelstück zu ersetzen. Die Operation ist angeblich nicht einmal besonders schwierig und verlangt nur eine große Sorgfalt, namentlich in der Rücksicht auf die Weichteile, die um den eingesezten Knochen wieder herumgelegt werden müssen. Außerdem ist vor allem darauf zu achten, daß die Gelenke ihre Gebrauchsfähigkeit wieder erhalten, da davon die Vollständigkeit des Erfolges eigentlich erst abhängig ist. Zu diesem Zweck müssen mit der operierten Hand schon bald nach dem Eingriff vorsichtig planmäßige Bewegungen ausgeführt werden. Im ganzen nahm die Behandlung 9 Wochen in Anspruch, da auch noch die anderen Geschwülste beseitigt werden mußten. Dann aber fühlte sich der Patient von jeder Behinderung im Gebrauch der Hand befreit, und nachdem nunmehr ein Jahr seit der Operation vergangen ist, kann an der Hand kaum noch etwas Ungewöhnliches entdeckt werden, mit Ausnahme einer geringen Verkürzung des betreffenden Fingers.

Astronomisches.

Sterntemperaturen. Durch den Fortschritt der Spektraluntersuchungen der Fixsterne ist es auch möglich geworden, die Heizgrade der weitestfernten Himmelskörper abzuschätzen. Nachdem schon der berühmte Astronom Lockyer verschiedene Gruppen von Fixsternen nach ihrer Temperatur unterschieden hatte, ist jetzt Dr. Rosenberg auf diesem Wege weiter geschritten. Er hat die Intensitätsunterschiede in den einzelnen Teilen des Spektrums bei einer großen Zahl von Fixsternen miteinander verglichen und ist dadurch für 70 Sterne zur Ableitung der auf ihnen herrschenden Hitze gelangt. An den Ergebnissen, die in den "Astronomischen Nachrichten" veröffentlicht wurden, ist namentlich zweierlei erstaunlich, einmal der enorme Grad der Temperatur, der bei manchen Sternen zu vermuten ist und andererseits die großen Gegensätze der Temperatur. Einem Stern im Bilde des Pegasus wird die ungeheure Temperatur von mehr als 400 000 Grad Celsius zugeschrieben. Was das bedeutet, wird man nach der Tatsache ermessen, daß die Temperatur der Sonne auf wenig mehr als 5000 Grad veranschlagt wird. Allerdings scheint jener Stern im Pegasus eine Ausnahme darzustellen, da die nächsthöchste, die Rosenberg berechnet hat, nur noch 50 000 Grad beträgt, nämlich an einem Stern in der Cassiopeia. Als Temperatur der Sonne, die Rosenberg auf seinen Berechnungen zugrunde gelegt hat, hat er sogar nur 4950 Grad angenommen. Im allgemeinen stimmen seine Ergebnisse mit denen ähnlicher Arbeiten von Wilsing und Scheiner gut überein, nur daß er zu erheblich größeren Werten für die heißen Sterne gelangt ist. Außerdem werden die früheren bahnbrechenden Arbeiten von Lockyer insofern bestätigt, als die Sterne, je nach ihrer Hitze auch eine bestimmte Zusammensetzung aufweisen. Die höchsten Temperaturen finden sich bei Himmelskörpern, in deren Spektrum sich hauptsächlich Helium und helle Wasserstofflinien vorfinden.

Hygienisches.

Ein einfaches Verfahren zur Atemgymnastik. Der Wert von Atemübungen auch für gesunde Menschen ist allgemein anerkannt, und man kann leicht die Beobachtung machen, daß zuweilen Anfälle von Uebelkeit oder Schwindelgefühl durch regelmäßiges tiefes Atmen überwunden werden können. Noch größere Bedeutung hat die Atemgymnastik bei manchen Krankheiten. Es ist nun nicht immer möglich, ein geeignetes Verfahren bei solchen Übungen durchzuführen, wenn für ihre Ausführung nur allgemeine Vorschriften erteilt werden. Sie wird auch den meisten Leuten bald langweilig. Nunmehr hat Dr. Fischer vor der Gesellschaft der Pariser Krankenhäuser ein Mittel beschrieben, das die Atemgymnastik in festere Bahnen lenken soll. Er braucht zu diesem Zweck nichts weiter als eine mit Wasser gefüllte Flasche und ein Glasrohr. Die Flasche wird umgekehrt in einen Behälter gestellt, der seinerseits so mit Wasser gefüllt ist, daß er den Austritt des Wassers aus der Flasche verhindert. Das eine Ende der Röhre wird in die Flasche eingeführt, das andere in den Mund genommen. Es handelt sich nun darum, bei jeder Atmung möglichst viel Wasser aus der Flasche durch die ausgeatmete Luft herauszupressen. Die gesunde Lunge eines erwachsenen Menschen vermag bei jedem Atemzug etwa ein halbes Liter Luft aufzunehmen. Diese Menge kann aber noch gesteigert werden, und die einfache Vorrichtung gibt Gelegenheit, die Tiefe der Atmung unmittelbar festzustellen, namentlich wenn Flaschen mit einer Graduierung benutzt werden. Ein Kranker kann sich auch von den Fortschritten der Atmungstätigkeit von Tag zu Tag durch den Augenschein überzeugen. Die Einatmung sollte dabei stets langsam und taktmäßig und nur durch die Nase geschehen und ebenso langsam und regelmäßig muß die Ausatmung erfolgen. Anfangs ist einem Kranken eine Ueberanstrengung zu widerraten, vielmehr muß er allmählich damit vorgehen, möglichst viel Wasser mit einer Atmung aus der Flasche zu bringen. Die beste Zeit zu den Atemübungen ist zwischen den Mahlzeiten, wenn der Magen leer ist. Besonders bei engbrüstigen Kindern wird das Verfahren sehr anempfohlen, auch gegen Bleichsucht und Nervenschwäche.